

ANJA HRADETZKY

Wie ich als
COWGIRL die **WELT**
bereiste und ohne
LAND und **GELD**
zur **BIO-BÄUERIN**
wurde

GRÜNE
GRÜNDERIN
2018



sie sah ich denkbar schlecht. Auf allen vieren machte ich mich auf die Suche im Gras, fortwährend angeschlabbert. Ich brauchte eine Weile, bis ich die Brille fand und setzte mich dann ins Gras. Nach und nach ließen die Welpen von mir ab. Doch einer der kleinen Hunde setzte sich erst neben mich und kletterte dann auf meinen Schoß. Es war eine Hündin, nicht so wild wie die anderen, sie strahlte eine charmante Ruhe aus. Ihr Rücken war schwarz, und ein brauner Strich reichte von den Seiten über die Ohren bis zu den Augen. Ich verliebte mich sofort in sie.

Juliane trat aus dem Haus und mit ihr die Mutter der Welpen. Sie sah aus wie ein klein gebliebener Hovawart: schwarz-braun-wuschelig.

»Die Mutter braucht manchmal Ruhe vor den Welpen«, sagte Juliane. »Die müssen ja auch nicht mehr gesäugt werden.«

»Die hier gefällt mir«, sagte ich und streichelte die kleine Hündin auf meinem Schoß.

»Ja, die ist wirklich süß.«

»Sind es Jagdhunde?«

»Schwer zu sagen. Die Mutter begleitet mich oft beim Reiten. Manchmal setzt sie dann schon einem Reh nach. Der Vater hingegen hat wohl keinen starken Jagdtrieb.

»Wo ist der?«

»Der lebt hier im Ort, liegt aber meist an der Kette. Sie muss ihn direkt an seiner Hundehütte aufgesucht haben. Eine kurze Affäre.«

Es gab noch einen weiteren Welpen, der fast so aussah wie die kleine Hündin. Aber ich musste nicht lange vergleichen, meine Entscheidung war längst gefallen: Die ruhige kleine Hündin sollte es sein.

»Mir fällt gerade auf – ich habe gar nichts dabei, um sie mitzunehmen. Weder Halsband noch Leine.«

»Nicht schlimm, wir basteln einfach etwas.«

Sie fand im Schuppen einige Heuballen-Schnüre und flocht daraus einen Strick. Ein altes Halsband kramte sie auch noch hervor. Draußen legten wir das Halsband dem Welpen an. Ich musste es doppelt um den Hals schlingen, damit es passte. Erst versuchte die kleine Hündin, mit den Pfoten das Halsband abzustreifen, dann akzeptierte sie es aber.

Juliane fuhr uns beide zum Zug und verabschiedete mich freundlich.

In der WG schlossen alle die neue Mitbewohnerin in ihre Herzen, niemand störte sich an diesem süßen Fratz. Mein Leben erhielt eine neue Qualität. Manchmal fragte ich mich, was ich vorher mit meiner ganzen Zeit angestellt hatte. Jetzt widmete ich sie dem Hund. Ich nannte sie Raya. In der Schule hatte ich in Spanisch die Vokabel *rayo de esperanza* gemocht: »Hoffungsstrahl«.



Hündisch lernen

Raya war eine angenehme Begleiterin. Ich musste mich gar nicht groß um sie kümmern, wenn ich mit ihr durch den nahen Buchwald streifte. Sie folgte mir einfach. In Ruhe konnte ich meinen Gedanken nachhängen. Aber wollte ich wild sein, machte sie sofort mit. Wir rannten herum, sprangen über die am Boden liegenden Bäume und stürmten im Zickzack durchs Gebüsch.

Im Wald traf ich viele andere Hundefreunde, und wir kamen leicht ins Gespräch. So lernte ich auch Ruth kennen. Sie war mir sofort sympathisch mit ihren Dreads. Fast einen Kopf war sie kleiner als ich und trug meistens ein Röckchen über der Jeans. Sie lächelte oft und war sehr locker drauf. An ihrer Seite trottete eine schwarze Labradorhündin namens Djerna. Wir gingen viel zusammen spazieren, und uns ging nie der Gesprächsstoff aus, da sie ebenfalls Ökolandbau studierte, wenn auch in einem höheren Semester. Sie interessierte sich dafür, weil ihr Vater einen Gemüseanbaubetrieb hatte und biologisch-dynamisch wirtschaftete.

Irgendwann fragte sie mich: »Magst du nicht zu mir ziehen? Bei mir in der WG wird ein Zimmer frei.«

»Wann?«

»Ende des Monats. Wir könnten dann eine Art Hunde-WG gründen. Du, ich, Raya und Djerna.«

»Hat was«, erwiderte ich. »Zumal du so nahe am Wald wohnst.«

Ich überlegte kurz, was einem Umzug entgegenstehen könnte. Für das andere Zimmer würde sich ein Nachmieter finden lassen, ohne groß doppelt Miete zahlen zu müssen. Wäre also kein Problem. Und weil ich noch immer nicht viele Sachen hatte, war ein Umzug schnell gemacht.

Ruth jubelte, als ich wenige Wochen später bei ihr einzog. Die Wohnung befand sich in einem ziemlich vornehm aussehenden Altstadtthaus. Die Stuckarbeiten waren in Gelb und Orange hervorgehoben. Hinter der Wohnungstür offenbarte sich der nicht renovierte Charme, zum Teil ohne Tapete, mit einer DDR-Forsterheizung und Kachelöfen in zwei Zimmern. Mein neues Zimmer hatte ein Hochbett, mein Schreibtisch passte genau darunter. Womöglich war das ein Zeichen, dass ich hier richtig war. Und weil ich von Ruth so viel lernte, bekam ich bald das Gefühl, als sei ich in die nächste Schulklasse vorgerückt.

Ruth fuhr oft nach Hause und half bei ihrem Vater aus. Im Gegenzug bekam sie Gemüse, das nicht großhandelskompatibel war. Weil die Gurken eine matschige Stelle hatten, die Möhren zu klein geblieben waren oder die Kartoffeln schon keimten. Darum stapelten sich in der Ecke unserer Küche nun die Gemüseboxen wie in meiner ersten WG das Geschirr. Doch der Inhalt der Boxen war viel spannender: Ich lernte Pastinaken kennen, Schwarzwurzel und Hokkaido-Kürbis. Absolut neu war für mich aber der persönliche Bezug zu den Lebensmitteln, weil sie selbst oder zumindest von Ruths Eltern angebaut worden waren. Neu war auch, dass ich unter Kochzwang stand: Wir mussten das Gemüse

zügig verwerten, damit es nicht vergammelte.

Hinter dem Haus lag ein Garten, in dem Ruth Gemüse anbaute, vor allem Tomaten. Eines Tages fragte sie mich, ob ich ein paar probieren wolle. Gemeinsam machten wir uns auf den Weg zu den Sträuchern. Manche Tomaten waren schon fast reif, andere noch klein und grün. Sie glichen denen in den Geschäften, waren höchstens etwas unregelmäßiger gewachsen. Manche hatten kleine schwarze Punkte.

»Pflück dir ein paar und sag mir, wie sie dir schmecken«, sagte Ruth und schaute mich auffordernd an.

»Nun, ich bin gespannt«, erwiderte ich und pflückte mir eine Tomate. Sonnenwarm war sie. Ich rieb sie an meiner Hose ab und biss hinein. In diesem Augenblick hatte ich das Gefühl, etwas Unbekanntes zu entdecken. Obst? Gemüse? Ich konnte es nicht verorten. Die Aromen explodierten förmlich in meinem Mund. Sie waren so vielschichtig, dass meine Geschmacksnerven eine Art Hyperaktivitätsanfall bekamen. Jedes Partikel dieser roten Frucht, das sich in den Krypten des Gaumens verding, schienen sie erkunden zu wollen. Und sie verlangten nach mehr.

»Die sind ja fantastisch«, rief ich. »Ich habe noch nie so etwas Leckeres gegessen.«

Ruth sah glücklich aus. »Das freut mich«, sagte sie. »Dann hat sich der ganze Aufwand gelohnt.«

»Ja, das hat er. In der Paprika-, Brokkoli- und Wassertomatenwelt meiner Eltern kommt so etwas wie diese Frucht nicht vor.«

Ein paar Tage später nahm Ruth mich mit in einen Bioladen. Er befand sich in einem Hinterhof. Der Eingang war mit Efeu fast zugewachsen. Ein hölzerner Vorbau ermöglichte ein wenig Platz für Gemüse. Drinnen war alles voller Bio-Lebensmittel.

»Mensch Ruth, ich hätte nie gedacht, was es alles ohne Pestizide zu essen gibt«, staunte ich.

»Komm, wir nehmen nur eine Packung Reis und Feta. Das ist nicht teuer, und wir kochen mein Leibgericht«, unterbrach Ruth meine Erkundungstour. Daheim hatte sie noch Fenchel.

Ruth kannte zahllose Gerichte, die sich nur mit Gemüse schnell zubereiten ließen und super schmeckten, wenn sie mit einer Soße ergänzt wurden. Ihr Lieblingsgericht wurde auch meines, besonders weil ich danach nur einen Topf abwaschen musste: Klein geschnittener Fenchel wurde zusammen mit Reis gekocht. War der Reis gequollen, gab man etwas Feta-Käse dazu, der je nach Sorte sogar etwas schmolz. Ein bisschen salzig, fruchtig – es schmeckte toll.

Nicht nur in der Küche wurden wir ein gutes Team – auch draußen. Das lag an unserer sogenannten Hunderunde, die zeitweise auf zwölf Personen und entsprechend viele Hunde wuchs. Wir hatten ein richtiges Rudel. Für die Hunde war es natürlich etwas Neues, wenn sie sich mit Artgenossen austauschen durften – und mussten. Viele von ihnen waren bislang nur allein mit einem Menschen durch den Wald gestreift. Unterwegs im Rudel schnüffelte dann eben der eine Hund am nächsten. Wem das nicht gefiel, machte das sehr knurrend deutlich. Daraufhin beschwerte sich natürlich wieder der erste, weil der andere ihm so grob Bescheid gesagt hatte. Aber die Hunde zankten nicht nur, sie spielten auch

miteinander, und wenn einer etwas Auffälliges bemerkte, wussten es sofort alle anderen.

Auf unseren Runden bekam ich den Eindruck, dass ich bei Tieren schneller als bei Menschen verstand, wie sie untereinander funktionierten. Zumindest war ich diejenige in der Gruppe, die als Erste sagte: »Schaut mal, wie unsere Hunde gerade miteinander kommunizieren. Vielleicht sollten wir jetzt mal einschreiten.« Die nonverbale Sprache bei Menschen war für mich weit schwerer zu deuten. Klar, die Menschen haben keine Rute, keine gespitzten Ohren und keine Lefzen, die gefletscht werden können. Das machte die Sache kompliziert. Umgekehrt verstanden die Hunde übrigens auch die Körpersprache des Menschen, zumindest, sofern sie eindeutig war. So konnte ich mit Raya fast immer ohne Leine unterwegs sein. Ich wusste ihr zu verdeutlichen, dass ich es ernst meinte, wenn ich sie gerufen hatte. Falls sie sich an einer besonders interessanten Spur festgeschnüffelt hatte, flitzte ich hin und unterbrach ihr Tun, indem ich mich ihr in den Weg stellte. Anschließend machte ich sie auf einen besonders tollen Stock aufmerksam, den ich für sie versteckte. So konnte sie meiner Spur folgen, und wir gingen gemeinsam auf die Jagd. Es entwickelte sich ein intensives Band zwischen uns, das viel flexibler war als jede Leine und meinem Verständnis von Freiheit entsprach.

